

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 16. April 1933.

Das Heidekreuz / von Fritz Philipp

Ich dachte, ich will von einer großen Tat schreiben. Da ging ich hinaus zu den Leuten im Dorf und fragte nach einer großen Tat, die sie gesehen hätten. Ich kam auf die Osterwiese, wohin alle Leute gegangen waren; die Alten, um zuzuschauen, und die Jungen, um den Ball zu werfen. Denn es ist früh am Ostermorgen, und heute allein im Jahr ist das Ballspiel auf der Osterwiese.

Und gerade sah ich, daß Feldmanns Karl, der ein Ur-lauder war in des Königs Rod, den besten Wurf tat. Er bog den Leib gewaltig zurück und streckte die rechte Hand nach der Erde, als empfangt er etwas von ihr. Dann schenkte er auf! Die Mädchen, schreiend vor Lust, das Gesicht nach dem flüchtigen Ball, jagten über die grüne Wiese und hielten in den Händen die weiße Schürze ausge-spannt zum Fang. — Allen voraus ist Grobschmieds Guste. Sie will die Vorderste sein! Wird ihr's gelingen? Sie springt über den Bach! Der Ball kommt nieder. Und hoch in die Schürze springt er — gefangen!

Das bedeutet etwas, das Ballspiel auf der Osterwiese, das nur einmal im Jahr gespielt wird. Grobschmieds Guste ist eine Erbtöchter und Feldmanns Karl eines Besäfferts Sohn. — Und sie gehen miteinander Hand in Hand, wie Brautleute!

Aber ich sagte: Das ist die große Tat nicht, von der ich schreiben will.

An den Ädern kam ich vorüber und stand und sah zu meinen Füßen ungezählte kleine, grüne Spieße, aufrecht herausgestreckt durch dunkle Schollen, ein tapfer Föhnlein neben dem andern. Und als meine Schritte bis an den Buchenwald kamen, den Hidschalm, winkten tausend Keime von allen Zweigen meinen Augen zu: Sie würden die Sonne schauen wie ich.

Und die Glocken huben an und läuteten Ostern!

Da, als ich auf dem Berge stand, wußte ich die große Tat, die wert sei, am Ostermorgen zu erzählen. Denn ich sah das Kreuz vor mir, das mitten auf unserer Heide steht, umwallt von schwarzem Gestein. Es brannte im Licht, daß ich die Hand zu den Augen hob, und verbrannte doch nicht.

Rauh gezimmert aus Eichenbalken ist das Heidekreuz, vom Wetter geschwärzt. Kein blutiger Heiland hängt an ihm. Raben ruhen auf ihm aus vom Flug über die Heide. So einsam steht es.

Am Fuß des Heidekreuzes will ich sitzen und erzählen, was ich vom Heidekreuz weiß und der großen Tat, davon es zu Land und Wolken spricht, zu dem Wind und nachts zu den Sternen.

Ich aber rede zu Menschen, die eine große Tat nötig haben. —

Es ist nicht Brauch, auf unserer Heide Kreuze zu errichten; auch kniet man nicht davor vor den Leuten. Es ist sonst kein Kreuz auf der Heide, als nur das Heidekreuz. Viele stehen auf dem Kirchhof, wo die Toten beisammen schlafen, daß sie nicht allein seien.

So ist auch das Heidekreuz ein Todeszeichen. Die Hände, die es aufrichteten, wollten es groß und sichtbar machen als ein Mal vor dem Geschlecht der Menschen, wetterfest und standhaft.

Aber dem schwarzen Basaltgestein am Fuß des Kreuzes liegen herrliche Baumreste von Fichten, über die Stürme und Zeit morr geworden sind nach dem Faustrecht, das in den Lüften gilt.

Wenn ich den Kopf nach Mittag wende, wo die Heide sich langsam abwärts neigt nach dem Auhach zu, schauen mich die düsteren Reste einer Menschenwohnung an. Es ist kein Obdach. Der Wind hat das Dach abgedeckt, der Regen schlägt durch die Gesäbe, und weil auch die Sonne Zutritt hat, wuchert eine Wildnis in den Mauern auf, die niemand stört.

Das ist die Armenruh-Mühle, die vor 50 Jahren Armenhaus war. Sie ist auch das Denkmal einer Tat, daß damals die Gemeinde ihre Armen an das Ende der Gemarkung wies, weitab von ihren Dächern, nachdem die Armenruh-Mühle dem Dorf zugewallen war als schlimmes Erbe eines verkehrten Lebens.

Das Heidekreuz soll wieder gutmachen vor dem Himmel, was das Armenhaus verschuldet hat auf Erden. Denn zur Sühne ist das Heidekreuz errichtet von Menschen, die erschrocken waren. —

Die Osterjonne strahlt so froh, daß schon ein Käferlein wach wurde und sich mir auf die Hand setzt. So warm ist es schon. —

Anna Barbara Birkenried steht ihr Name im Kirchenbuch. Altpärners Annebärd ist sie im Dorf geheissen. Sie ist ein Mädchen und hat die große Tat getan. Ihr Staub ist schon lange zum Staub gekommen, an fünf Jahrzehnte schon. Sie sollte aber nicht vergessen werden. Das wollten die Altväter, die noch härter waren als dies Geschlecht.

Darum zuerst steht das Heidekreuz.

Als es dem alten Birkenried so dunkel vor den Augen wurde, daß er den Text nicht mehr sah auf der Kanzel, und in der Scheuer bei der Fruchtlieferung betrogen wurde, hielt er sich einen Bilar, der sich dann das Nervenfieber aus dem er sich holte und starb.

Danach, sagen sie, ist die Annebärd Jahr und Tag umhergegangen vor den Menschenaugen wie ein feineres Bild, das keine Bewegung hat und starr dreinsieht zum Färchten, wenn die Leute es anreden.

Dann aber ist sie die Guttäterin aller Not gewesen, und ihr Gesicht bekam darüber wieder Blut und Leben.

Ich kann sie mir denken, als sähe ich sie in diesen Tagen durch das Dorf schreiten. Sie ist eine hohe Gestalt in dunklem Kleid, Herd und schlacht, das ist der Eindruck der Gelell. Niemand scherzt und ländelt mit ihr. Sie geht rasch,

denn sie weiß Nütiges und hat nicht Zeit. Wenn aber eine Not zu ihr ausschaut vom Schmerzenslager, dann ist Trost da, und stille Sterne leuchten.

So sehe ich sie und habe ein Verlangen, sie möchte jetzt aus den Schuhhannen hervorkommen über die Heide, daß ich ihr begegnete und sähe, wie ihre Augen klar sind wie Tau vom Himmel.

Ich will zu ihr sagen: Ich weiß, daß du durch ein tiefes Leid zum Mitleiden gekommen bist.

Auch zu der großen Tat, darum das Heidekreuz steht, das nach dem verfallenen Armenhaus schaut.

In dem Armenhaus wohnte damals ein besonderes Elend, so groß und schwer, daß der Hund des Hirten winselte und der Hirt sein Vieh dort nicht mehr zum Wasser trieb. Wollte auch sonst niemand hingehen, nachdem der Schultheiß heimkam und dann am Herd ins Feuer stierte, auch vorerit nichts redete, obwohl ihn sein Weib an der Schulter griff.

Sie sagen im Dorf: die Frau im Armenhaus habe das „brüllende Fieber“ gehabt. Weiß aber keiner zu sagen, was das sei. Etlliche erzählen aus ihrer Väter Mund: niemand habe mit dem Teufel zu tun haben wollen. Darum sei es gut gewesen, daß das Armenhaus weitab lag vom Weg.

So ist Anna Barbara damals diesen Weg allein gewandert, der aber kein Weg ist, sondern Heide, die jetzt am Ostermorgen lächelt im Sonnenschein und darüber die Glocken jetzt anfangen zu läuten aus allen vier Wänden.

Da lehne ich am Heidekreuz und denke, ob schon damals die Mauern des Armenhauses sich hinüber neigten, als noch ein Dach darüber war, und was Anna Barbara dort tat, wo jetzt die Wildnis tut, was sie mag.

Sie sind ihr entgegengesprungen auf der Schwelle, die fünf Kinder der Frau, deren Namen jetzt niemand mehr weiß. Und sie hat dann stundenlang ausgehalten, was der Schultheiß, der zwei Jentner mit einem Arm zur Schulter rückte, nicht aushielt.

Sie hielt es aus, weil sie ansah und half. Dienstbotenarbeit, unansehnliche Geschäfte, sagt die Hofart. Aufopferung! Gottesarbeit! sagen die Osterglocken.

Es war aber nicht Ostern damals, und die Heide lächelte nicht, sondern sie lag und hielt tieferrnit mit dunklen Augen dem stand, was sein mußte, weil es die Gewalt hatte. Es war die Zeit, da des Winters Schneewind hereinbricht über alle Schranken: nieder! nieder! und wo ein Rämpfen anhebt im Hidschalm ums Leben; wo alles Aufrechte erprobt wird bis ins Mark, ob die Lannemauer dem Schneewind den Weg sperren darf nach dem Dorf.

Kommt zu solcher Zeit ein Mensch auf die Heide, dann heißt der Jäger das Wild.

Anna Barbara, du warst das Wild!

Sie sagen im Dorf: draußen vor der Schuhhede spielten sie damals um den Tod, schon tagelang und immer heftiger. Wer denn? Das wisse keiner. Aber etwas Fürchterliches vor Augen und Ohren! Und kein Mensch dürfe einen Schritt aus dem Dorf tun. Und ein Weibsbild zweimal nicht.

Da stand Anna Barbara in der langen Stube vor dem Schultheiß, dessen Haus jetzt nicht mehr „bei seinem Namen und bei seinen Leuten ist“, Raabs Henner, der an dem Mädchen vorbei ein Loch in die Wand guckte. „s war auf! (etwas)“ sagen die Alten im Dorf. „s war auf!“ Zweimal sagen sie's, und mehr kann keiner sagen.

Das Wort, das sie damals sprach, hat sich eingeschnitten mit Messern, wie Kerben im Holz, die nicht mehr über-wachsen.

„Schultheiß! Am jüngsten Tag fordere ich von euch das Leben der Frau und ihrer Kinder!“

Darum, sagen sie, ist zuletzt Raabs Henner so schwer gestorben und hat in seiner letzten Nacht immerfort mit der Hand gewischt und gesagt: „Geh weg, Madche!“ — Denn es war schon nach drei Tagen, und die Frau in der Armenruh-Mühle lag im brüllenden Fieber und die Kinder jammerten um Brot.

Und Raabs Henner hatte gesagt: „s is naut z'mache!“ Mit welchem Blick da sich Anna Barbara umgesehen hat in der langen Stube, mit welchem Blick in der Runde der Männer!

Sie ging und war so groß gewachsen, daß man meinte, die Tür reichte nicht aus. Und doch war der Raabs Henner ein Zweifstücker. — So sagen die Alten im Dorf.

Schnaubend wie tausend Pferde fuhr es hin über den Köpfen; das, was keine Zeit hatte und vorwärts mußte durch alle Welt. Ein Heulen und Pfeifen, ein Gellen und Brausen, dazwischen ein miedernd Gelächter. Schneewirbel toste an die flirrenden Scheiden.

Und alle in der Stube wußten, daß das Mädchen zur Tür hinausgegangen war und nicht wiederläme.

Da sind zwei aufgestanden aus dem Kreis der Männer und sind dem Mädchen nachgegangen bis zur Schuhhede. Es waren dieselben, die dann mit den Glocken läuteten bis in die Nacht.

Sie haben mit den Mädchen gehangen; denn sprechen konnte hier keiner. Die Lannen bog sich wie Gerten, und war ein helles Tönen von leidhaftiger Angst.

Und Anna Barbara hat dem einen geantwortet, dem Altpäter von den Weißflüßchen im Dorf, die bekannt sind durch ihre Tüchtigkeit.

„Bleib, du bist noch nötig! Nach mir fragt niemand als die Armut.“

Das ist das letzte Wort, das sie im Dorf von Anna Barbara wissen. —

Wer heute am Ostermorgen unsere Heide sieht, ihr lindlich stohes Staunen, mit offenem Mund vor der Herrlichkeit des Unendlichen, der kann es nicht fassen: hat es die Heide vergessen, wie die Welt sich so verändern kann, oder empfin-

det sie es nicht? Gerade wie ein Kind nichts weiß vom Sterben?

Die Heide ist untergegangen im Meer und ist ein Meeresboden geworden. Und im jagenden Gewog des Schneemeeres, untergetaucht mit allen Sinnen, wandelt der Mensch, der nur im Lichte atmet und nicht im Meer!

Sie sagen im Dorf, das Mädchen sei wirklich bis zur Armenruh-Mühle gekommen. Wie? Das wisse keiner, würde es auch nicht glauben, wenn nicht danach im Armenhaus der Korb sich gefunden hätte, den Anna Barbara mitnahm. Auch erzählte das älteste der Kinder, das allein noch bei seiner Mutter zurückgeblieben war, als Altpärners Annebärd kam, hätten sie gegessen, und dann sei es draußen still geworden.

Die Heide tauchte auf aus dem Meer, weiß und lang gedehnt; und der Himmel schaute durch zerstücktes Gewölk.

Sie sagen im Dorf, es sei um der großen Guttat willen gewesen, daß der Sturm schwieg. Andere aber sagen: der Wook habe sich abseits auf die Lauer gelegt, weil's kein Vortell gewesen wäre.

Anna Barbara machte sich auf den Heimweg mit vier Kindern.

Auf den Heimweg! . . .

Und nun will ich unter dem Heidekreuz auf den Steinen beide Hände legen über beide Augen und will sehen und hören, was dann geschah, und was keine Zunge im Dorf erzählen kann.

Ich sehe dich, Anna Barbara! Du gehst über den Bach, dessen letztes Leben verborgen murmelt, tief unter dem Eis. Aufrecht schreitest du aus, mit starken Schritten, den Rod geschürzt bis an die Knie. Am Rod hängen zwei Kinder, und auf den Armen, an deiner Brust trägst du die beiden Kleinsten.

Du hast das durchdringende Blau, den Himmel, gesehen über dem blendenden Weiß und wolltest dein Werk ganz tun.

Oh, daß du Flügel hättest, Anna Barbara, und deine Füße nicht einsänken im tiefen Schnee und der Kinder Füße nicht!

Ich sehe es, hinter dir vom Wetterloch her, wo die stärksten Tannen stehen, hebt es sich auf, eine weiße Wolke . . . und an den Himmel fährt es herauf, den Himmel ver-schlingend.

„Hu—ih! hu—ih!“

Das Schneemeer kommt! Der Wook jagt heran!

Und nun kämpfst du mit Meer und Wook. Oh, wie du kämpfst!

Unsihtbare, eijig starre Bande bläst der Unhold um dich und will das Brännlein deines Lebens, das rote Blut, dein pochendes Herz erstarren.

„Hu—ih! hu—ih!“

Hat Gott im Himmel nicht mehr die Gewalt, zu dem wir schreien im Vaterunser: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit?

Die Kinder weinen und wimmern, schwer wie Steine hängen sie an dir, liegen sie auf deiner leuchtenden Brust.

Aber zurück kannst du nicht mehr. Du mußt vorwärts!

Wohin aber vorwärts? Wohin? . . .

Anna Barbara, du bist „irr“! Irr im Wook auf der Heide.

Wärst du allein und könntest die Kinder von dir lassen, du könntest dein eigen Leben retten!

Aber du kannst es nicht. Du bist treu.

Und darüber bist du müd geworden, du und die Kinder. Es muß sein . . . Es wirbelt dich nieder.

„Hu—ih!“

Schlafe wohl, Anna Barbara! Hörst du die Glocken? Sie läuten aus der Heimat.

Hier, wo ich sitze, bist du hingefunken, mit den Kindern an der Brust . . . Hier will ich Ostern halten und beten . . .

Sie sagen im Dorf: An dem Tage sei bei jedem Schlag der Uhr gefragt worden, ob niemand nichts wisse, und die Weiber hätten ihre Männer gescholten, sie sollten künftig in Weiberböden laufen.

Da habe Raabs Henner, der Schultheiß, auf den Tisch geschlagen mit der Faust und habe sich aufgeredet, bis sein Haupthaar an die Stubenbede rührte.

Und alle Männer in der Stube seien ihm gefolgt. Und die Glocken läuteten, Sturm gegen Sturm.

Aber sie sind dann zurückgekommen hinter die Schuhhede, Bart und Kleider überreizt, eine geschlagene Mannschaf, denen die Schneewand draußen allenthalben vor die Brust stieß und sie zurücktrieb unter ihre Dächer.

Und die Glocken wimmerten. —

Sie sind am andern Tag abermals ausgezogen . . . Und der Hund des Christmartin hat das Grab gefunden.

Dann sind sie noch zum drittenmal wiedergekommen, auf keines Menschen Geheiß, als der Schnee die Heide frei gab.

Schwere Tritte kamen. Fallende Schläge geschahen.

Da haben sie das Kreuz aufgerichtet, mitten auf der Heide und haben dabei gesprochen, daß die Armenruh-Mühle verfallen soll und die Armut künftig im Dorf wohnen, nachbarlich bei ihnen. —

Blütenweiße Wölklein ziehen über der Heide dahin wie Schiffe im blauen Meer, von Unendlichkeit zu Unendlichkeit. Sonnenwind lächelt dazwischen . . .

Und ich sitze, ein Nachgeborener. Meine Hand ruht an das Heidekreuz.

Es fühlt sich warm an am Ostermorgen, Anna Barbara!

Die Welt der Frau.

Jedes Lebensalter hat seine Schönheiten!

Von B.

Jeder Mensch, der auf die Frage, ob er jünger sein möchte, mit Ja beantwortet, gesteht damit unbewußt ein, daß er mit seinem bisherigen Dasein oder zumindest mit Abschnitten desselben nicht völlig zufrieden ist. In dieser Antwort liegt also stets ein gewisses Schuldbekentnis. Dies ergibt sich schon aus dem in solchen Fällen üblichen Nachsatz, daß man dann dies oder jenes anders machen würde.

Ganz junge Menschen möchten bezeichnenderweise älter sein, alte Leute wünschen sich die Jugend zurück und Menschen, die auf der Höhe des Lebens stehen, wünschen meist, daß die Jahre nicht so schnell dahingehen mögen. Die innere Unausgeglichenheit der heutigen Menschheit tut sich in diesen Stoffwechsellern kund. Die heutige Menschheit verlernte, sich darauf einzustellen, daß jedes Lebensalter seine besonderen Schönheiten hat, und daß es auf seine Art genügt und gelebt werden muß. Wenn die Höhe des Lebens erreicht ist, geht es nicht abwärts, sondern man bleibt lange Zeit auf dieser Höhe. Die Lebensstufen führen nämlich allmählich aufwärts und geht dann aber lange Jahre auf der obersten Höhe weiter. Die Kunst des Daseins liegt darin, den allmählichen Abstieg hinauszuhalten. Dies geschieht — und darin liegt einer der schwersten Fehler unserer Zeit — niemals durch äußerliche Mittel, sondern lediglich durch innere Werte. Nicht jung zu scheinen ist der Zweck des Daseins, sondern jung zu sein. Jung aber ist in diesem Falle gleichbedeutend mit „leistungsfähig“ und „gegenwartsbereit“. Ein großer Teil der Menschheit kommt durch seine falsche Einstellung niemals zum Genuß der Gegenwart, des Augenblicks. Er lebt entweder längst vergangenen, ihm in der Erinnerung wunderbar erscheinenden Zeiten oder er wünscht sich bereits etwas Zukünftiges herbei, weil es ihm besser erscheint als die Gegenwart. So gibt es Menschen, die im Winter stets auf den Sommer warten, um beim Andruch desselben wiederum so gleich den Winter herbeizuwünschen.

Wir müssen es uns wieder angewöhnen, zu erkennen, daß jedes Lebensalter seine besonderen nur diesem Zeitpunkt eigenen Schönheiten besitzt. Andere Interessen, neue Dinge, mit denen man sich umgibt, und auch andere Menschen treten in unser Leben, wenn sich der Übergang aus einer in die andere Daseinsperiode vollzog. Der reife Mann beneidet sicherlich das Kind nicht um seinen gleichaltrigen Umgang und freut sich, daß er bereits so weit hält um mit reifen und wissenden Menschen zusammen sein zu können. Der ältere Mensch wiederum kann als gebender und überlegener Teil Teil auftreten. Seine Erfahrung und Abgeslärtenheit wird wenn er sie richtig anzuwenden versteht, anderen, die noch nicht so weit halten, von Nutzen sein. In jedem Menschen liegt eine unendliche Spannkraft, die genützt werden muß, damit sie zu jeder Zeit auf ihrem richtigen Ausmaß steht. Ist man sich dieser Kraft bewußt, so wird man den Übergang aus dem einen ins nächste Lebensalter gern und mutig ertragen. Die negative Einstellung zum Leben, die heute aus innerer Unsicherheit, aus Angst und aus mangelnder Anpassungsfähigkeit leider so oft anzutreffen ist, muß einer positiven, das ist gegenwartserfüllten weichen. Damit verschwinden zugleich alle äußeren Altersunterschiede, ja sie hören zu bestehen auf. Denn wer voll und ganz in der Gegenwart lebt, beherrscht die Sachlage und läßt die äußeren, oberflächlichen Gemüter so stark belastenden Anzeichen des Alters gar nicht an sich herantommen. Sie bleiben nicht nur ihm, sondern auch seiner Umwelt unbemerkt. Denn die aus einem solchen Menschen herausstrahlende Kraft und Lebensenergie ist so stark, daß ihm nur die guten Seiten jedes Lebensalters zum Bewußtsein kommen können.

Schönheitskuren im Frühling.

Milch — Buttermilch — Tees — Kaltes Wasser.

Seit Jahrtausenden machen die Frauen im Frühling Schönheitskuren. Früher nannte man sie Verjüngungs- oder Bluträuberungskuren. In Wirklichkeit aber sind unsere heutigen Maßnahmen zur Hautpflege nichts anderes als Bluträuberungskuren, wenn sie richtig durchgeführt werden. Es gibt nur ein einziges Mittel, die Schönheit zu erhalten oder zu fördern: Gesundheits- und Hautpflege! Ein gesunder Körper hat nicht nur — nach dem altgriechischen Sprichwort — einen gesunden Geist aufzuweisen, sondern er ist auch schön. Er hat eine reine, feste Haut, einen rosigen Teint, feste Formen der Brust und des übrigen Körpers, kurz: alles, was wir als Schönheit empfinden.

Es ist ein trakter Irrtum, daß Schönheit angemalt oder durch äußere Mittel erzeugt werden kann. Eine schlaffe, träge Haut, „Formen“ ohne Form können nur auf eine Weise verbessert werden, die gerade jetzt im Frühling erfolgreich ist, nämlich durch vernünftige Pflege des Körpers. Die Menschheit irrt sich nicht in Gebrauchen, die Jahrtausende alt sind. Wenn seit Menschengedenken die Auffrischung des Körpers gerade im Frühling durchgeführt wird, so muß das gute Gründe haben. Unsere Vorfahren kannten diese nur aus der Erfahrung. Wir wissen aber, daß sie in der regeren Tätigkeit der Drüsen im Frühjahr begründet sind. Nicht nur die Natur erneuert und verjüngt sich, sondern auch alle Organismen, auch der menschliche Körper mit Hilfe seiner Drüsen, mit innerer Sekretion. Diese Tätigkeit der Drüsen muß unterstützt werden, wenn sie völlig erfolgreich sein soll. Die Unterstützung besteht in einer richtigen Ernährung und Pflege. Bluterneuerung wird durch reichlichen Genuß von Milch und vor allen Dingen von Buttermilch erzeugt. Die Frauen ohne nicht, welche gewaltige Verschönerungskraft in diesen Erzeugnissen der Landwirtschaft ruht. Wenn unsere Landfrauen sich durch Frische der Farben und Schönheit der Formen auszeichnen, so liegt das in erster Reihe daran, daß sie aus wirtschaftlichen Gründen — nicht aus Schönheitsrückichten — mit Milch und Buttermilch vielfach sich ernähren. Die unbeabsichtigte Folge ist ihre Schönheit. Die anderen Frauen sollen diese Folgen absichtlich herbeiführen. Jeden Morgen und jeden Abend sollen sie 1-2 Glas Buttermilch trinken, wechselseitig mit anderer Milch — und sie werden in wenigen Wochen über die wunderbaren Folgen erstaunt sein. Der Körper blüht auf, ohne daß zu werden, die Haut wird rein und weiß, die Formen straffen sich. Dazu kommt noch ein viel billigeres Mittel, nämlich kaltes Wasser, innerlich und äußerlich, denn kalte Abreibungen an jedem Frühlingmorgen unterstützen die Tätigkeit der Drüsen sehr stark, die schon durch den Milchgenuß angeregt worden ist. Einige Tees, die bekannt sind, können zur Kräftigung der Gesundheit benutzt werden. Das sind wirkliche Verjüngungskuren, die organisch sind und darum nie Schaden können.

Die üblichen Schönheitsmittel, wie Vaseline usw. können nebenbei angewandt werden und werden viel Nutzen bringen. Sie sind äußerliche Anregung des Stoffwechsels, machen die Haut geschmeidig und schützen sie gegen Sonnenbrand. Rote Flecken, die die ersten Folgen des Frühlingbrandes sind, wirken ungesund und müssen darum durch richtige Verwendung von Hautfetten vermieden werden. Wenn die Sonne die Nase rötet, hilft auch Buttermilch nicht. Datum rege man innerlich die Stoffwechsellätigkeit des Organismus durch harmlose Mittel an und schütze die dadurch erlangte Schönheit der Haut durch Schönheitsmittel. Das sind Frühlingkuren, die erstaunliche Erfolge zeitigen, ohne große Aufwendungen zu verursachen.

Um seinem Liebling eine Freude zu machen, gab der alte Mann am Osterfest stets ein Kinderfest.

Es war eine warme späte Osterzeit, die Blütenbäume prangten schon im Garten, während die Beilchen unter den Heden vorlugten und auf den Beeten die Hyazinthen dufteten.

Die kleinen Gäste, mehr als zwanzig, wurden zuerst im Hause empfangen und köstlich bewirtet. Dann ließ der alte Herr ein Brett mit Osterier hereinbringen, immer ein schöner als das andere; einige von Schokolade und Marzipan, einige mit Gold und Silber umspannen, andere von buntem Zuckerguß, mit Blumen und Figuren geschmückt. Ein schliches kleines Ei von grauer Pappe lag auch darunter, aber das sah aus, als sei es nur aus Versehen unter die Herrlichkeiten geraten.

„Nun, kleine Gäste“, sagte der alte Herr, „werde ich alle diese Eier im Garten verstreuen. Jeder von euch kommt einzeln heraus und sucht. Das erste Ei das er sieht ist sein. Er darf nicht daran vorbeigehen, weil es ihm etwa nicht gefällt.“



Er sah zu seinem Schreden auf dem Gartentisch deutlich und offen das graue Pappel liegen.

und sich nach einem anderen umschauen, sondern eben dieses zuerst gesehene ist sein Eigentum. Verstanden?“

Die Kinder sagten alle fröhlich „Ja“, und jedes hoffte, es werde schon mit seinem Funde zufrieden sein.

Der alte Herr ließ sich das Brett nun von seinem Diener in den Garten tragen und begann, die Eier zu verstreuen.

Bald darauf wurde der erste Knabe zum Suchen herausgerufen.

Als er aus der Gartentür trat, sah er zu seinem Schreden auf dem gegenüberliegenden steinernen Gartentisch deutlich und offen das graue Pappel liegen.

„Das gilt nicht!“ dachte er, tat, als sähe er es nicht und ging daran vorbei, um bald darauf zwischen den Blütenzweigen eines niederen Kirschbäumchens ein schönes, buntverziertes Ei aus Zuckerteig aufzuspüren.

Nach ihm kam ein größeres Mädchen an die Reihe.

Sie war ebenso schlau. Zwar wurde sie ein wenig rot, als sie über das graue Ei hinweg sah und weiter suchte, aber



Sie schritt ganz ruhig darauf zu, tippte es an und sagte: „Dies hab' ich zuerst gesehen!“

der alte Gastfreund schien dies nicht zu bemerken, sondern neigte sich über seine Beete, und ließ sie suchen und schauen, bis sie im Beilchenbeet etwas Goldiges bligen sah und jubelnd danach griff.

Unterdessen schien der erste Knabe seinen Freunden und Kameraden das Abenteuer erzählt zu haben, denn jeder, der nun heraustrat, sah absichtlich nicht nach dem Tisch hin, blickte daran vorbei, als sei der Tisch Luft.

So kam jedes Kind zu einem schönen bunten Ei. Die kleine Berta, die jüngste, war eines der letzten.

Dieses kleine Mädchen brachte es nicht fertig, sich zu verstellen. Als ihr das graue Ei auf dem Gartentisch ins Auge fiel, wurde ihr Gesicht zwar etwas traurig, aber sie schritt ganz ruhig darauf zu, tippte es an und sagte: „Dies hab' ich zuerst gesehen!“

„Da mußt du es natürlich nehmen, Kindchen, denn die Spielregel muß man achten“, sagte der alte Mann und reichte es ihr.

Dabei fiel aber die graue Schale, die aus zwei Hälften bestand, auseinander, und auf Watte gebettet, lag da jenes winzigkleine kostbare Bergkristalleinrichting.

Das stille kleine Mädchen wurde rosenschon vor Freude. Denn, — ihr wußt es ja auch! — ein Ringelein, und sei es auch nur eines aus Zinn und Glas, ist die Sehnsucht eines jeden Mädchenherzens; und nun erst eines aus echtem Gold, ein so prächtiges und schönes!

Die kleine Berta hat es geliebt und geodrt. Durch ihre ganze Kindheit und Jugend hat sie es geliebt und getragen. Und noch als alte Frau und Großmutter verwahrte sie es in ihrem Andenkenshrant unter ihren besonders lieben Kostbarkeiten.

Der Jugendfreund.

Im Ring im Ovale

Erzählung von Frieda Schanz.

Großmutter hat unter ihren Schätzen aus alter Zeit einen altmodischen Schmuckkasten aus Rosenholz.

In dessen kleinem Gefach liegt auf Watte gebettet, ein winziger Ring, ein Goldreifehen mit einem aus fünf blauen



Er ging mit seinem Menschen um, nur Kinder mochte er gern.

Saphirsteinen und einem goldhellen Topas geformten Bergkristalleinrichting.

An der Geschichte dieses Ringes, die in Großmutter's Jugendzeit fiel, können sich die Kinder nie satt hören.

Wie die alte Frau als Kind ausgehoben hatte, wissen sie. Im Kinderstübchen hängt ihr Kinderbild: fein und schmal

von Gesicht, mit schüchternen Blauaugen und langgefledtem, braunem Haar.

Dieses kleine Mädchen hatte einen alten Freund, einen Major, der im Kriege verwundet worden war und nun still in seinem Häuschen lebte.

Er ging mit keinem Menschen um, nur Kinder mochte er gern; im Sommer reichte er den Knaben und den Mädchen



Dann ließ der alte Herr ein Brett mit Osterieren hereinbringen.

große Sträuße von Rosen aus seinem Garten auf die Straße hinaus, oft blieb er auch auf seinen Spaziergängen stehen und sah den fremden Kleinen beim flinken Spiel zu. Kleine Buben sprach er gern auf ihren Schulwegen an und fragte, ob sie ihre Aufgaben könnten; hieß es fröhlich „Ja!“, so fand sich in seinen Taschen immer irgend etwas Gutes.

Sein Liebling war die kleine Berta, die nunmehrige Großmutter, seiner Nachbarin Kind. Sie war alle Tage bei ihm und kannte alle seine Rosensträuße und seine Lieblinge, seine Stubenpögel, genau. Sie war laut und still, gut und ehrlich dabei, — das mochte er gern. — Er hat es ihr schon, als sie ein kleines Mädchen war, vorausgesagt, sie werde einmal eine brave Frau werden, und das kam auch so.



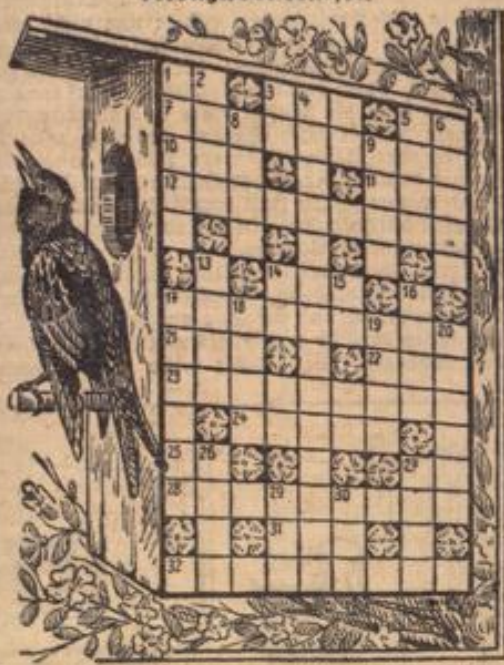
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Frauenname, 2. westfälische Stadt, 4. verheißungsvolle Witterung, 5. Watenvogel, 6. Schweißort, 8. altes Pferd, 9. indische Faserpflanze, 13. fremdländische Getreideart, 14. Ausruf, 15. Feldmaß, 16. spanischer Frauenname, 17. Frühlingsblume, 18. Renn-Bettmaschine, 19. asiatisches Hochland, 20. Name für den Storch, 26. Naturspiel, 27. italienischer Maler, 29. Tiefen-Messgerät, 30. griechischer Buchstabe.

Waagrecht: 3. Filmgesellschaft, 7. Raikäferlarve (=i), 10. Zitatenammlung, 11. Heldenmutter der Sage, 12. Frühlingswetter, 14. Beinamen der Mutter Goethes, 17. russ. Herrschertier, 21. Stadt in Brasilien, 22. englisch: rot, 23. Oker-Symbol, 24. fruchtbarere Büßensstellen, 28. berühmter Baumstamm, 31. nicht selten, 32. Gebührensordnung der Post.

Sinnliches.

Nimm 'nen Vokal und 'nen Stern ohne Schwanz,
Sie bilden die ersten zwei Silben ganz.
Die Letzten hegt des Menschen Herz,
Führt die Gedanken himmelwärts,
's ist ein Vertrauen seltsam fest
Auf das, was sich nicht nehmen läßt.
Des Ganzen hoffnungsvoll und licht,
Ist jedes Christen Zuversicht.

Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

- ä - as - bad - bahn - be - ber
- bo - bra - burg - chi - dan -
- de - de - de - del - den - den
- der - di - dieb - dol - e -
- eg - ei - er - eu - ein - ful
- ge - ge - gel - he - hof -
- hüt - il - in - in - lan - land
- lauf - len - ler - lo - meer -
- mie - na - na - ne - ne - nie
- ol - os - ran - rat - reck -
- ret - rhein - ri - ro - rund - sar
- se - se - see - sen - sind -
- spie - stahl - stan - stock - ta
- te - te - te - te - te - ti -
- tich - tü - u - um - vech.

Aus diesen Silben sind 33 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben gelesen, ein Goethe-Zitat ergeben.
(h und t = je ein Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter:

1. Stadt in Nr. 2, 2. deutsches Land, 3. Speiseurzel, 4. Industriewerk, 5. Bischofsmaße, 6. Delikatessen, 7. Russische Liebesstüd, 8. Zughalterplatz, 9. Schiffs-narr, 10. Jagdbühnen, 11. Turngerät, 12. Adergerät, 13. Zeitungsanzeige, 14. verjügte Hauptstadt, 15. Gartenpflanze, 16. Fluß im Allgäu, 17. Nähgerät, 18. strafbare Handlung, 19. berühmter Seefahrer, 20. Fluß in Italien, 21. preussische Provinz, 22. europäische Hauptstadt, 23. Wohnort, 24. Farbhof, 25. europäischer Staat, 26. ital. Dichter, 27. Schwäbisches Meer, 28. griechischer Sagenheld, 29. asiatisches Reich, 30. Hinterlassenschaft, 31. Blütenstand, 32. Kanton der Schweiz, 33. Turngerät.

Verheißungsvoll.

Zum Töchterlein sprach die Mama:
"Nach dich recht hübsch, ein Wort ist da,
Er hat 'ne Wohnung und viel Geld
Und auch 'nen gut' Wort (umgestellt)!"

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Kai, 2. Arno, 3. Stern, 4. Bikon, 5. Hort, 6. Aitens, 7. Merus, 8. Ton, 11. Selen, 13. Debit, 15. Babel, 16. Kutsche, 17. Platin, 19. Lugano, 21. Sudan, 23. Hils, 24. See, 26. Teie, 29. Men. Waagrecht: 1. Reipar, 5. Pat, 8. Artist, 9. toll, 10. Jnes 11. Sorte, 12. Ort, 13. Denter, 14. Nobel, 18. Nabel, 20. Stmus, 22. Taffet, 25. Gut, 27. Etzel, 28. Aber, 30. Chile, 31. Sonate, 32. Cuz, 33. Kronen. — Bilder-Rätsel: 1. Stilet, 2. Titania, 3. Advoat, 4. Nachhut, 5. Debatte, 6. Reanunur, 7. Erasmus, 8. Cordoba, 9. Haedel, 10. Trommel. Standrecht, Lutterfall. — Silben-Rätsel: 1. Wiesbaden, 2. Erdbeben, 3. Reineite, 4. Trojan, 5. Oberammergau, 6. Benzin, 7. Liesland, 8. Dortmund, 9. Europa, 10. Ramertus, 11. Plotow, 12. Eisenhütte, 13. Hubertus, 14. Lukas, 15. Tapete, 16. Disziplin, 17. Armband, 18. Senta, 19. Kolain, 20. Olydent, 21. Eibec. Wer tobt, dem fehlt das Können und das Wissen! Pante. — Unantastbar: Koment (No-Ru-ment) Monument.

Lüftigen Lkn.



Zurückgegeben.

"Aber, Frau Kieselbeil, wie haben Sie sich in den vier Jahren verändert, ich habe Sie gar nicht wiedererkannt."
"Aber ich Sie sofort an Ihrem alten Hut."

Seelenwanderung.

"Wissen Sie, Herr Keierle, ich glaube bestimmt an Seelenwanderung — ich war zum Beispiel mal ein Kamel!"
"Sagen Sie mal, wann soll denn das gewesen sein?"
"Na damals, als ich Ihnen die hundert Mark geborgt habe!"

Hervorragendes Gedächtnis.

Eine Ältere lobte ihr gutes Gedächtnis. "Nur drei Dinge sind es", sagte sie, "die ich nicht behalten kann: Ich kann mich nicht auf Namen besinnen, ich kann mir keine Gesichter merken, und ... das dritte ... das dritte ... habe ich vergessen!"

Am Mitternacht.

"Wie spät ist es schon?" ruft Ediths Vater aus dem Nebenzimmer.
"Alfreds Uhr geht nicht, Vater!" sagt die junge Bertha.
"Und wie ist es mit Alfred selber?"



Frech.

"Bati, ich weiß ein feines Mittel, wie du dich nicht auf den Daumen hauen kannst ... Du mußt den Hammer mit beiden Händen anfassen."

Zeugenerkennung.

"Sie behaupten also, daß Ihnen 53 Gegenstände gestohlen worden sind?"
"Jawohl, Herr Richter, das ist auch so!"
"Wollen Sie mir nicht mal angeben, welche Gegenstände das sind?"
"Gewiß, ein Korzenzieher und ein Spiel Karten!"

Schwärmerisch.

"Geliebte! Du bist der Sonnenschein meines Lebens! Mag auch das Schicksal Donner und Regen bringen, mit dir allein werde ich jedem Sturm trocken!"
"Diebster!" häßelt sie in seinen Armen, "ist das ein Wetterbericht oder eine Liebeserklärung?"

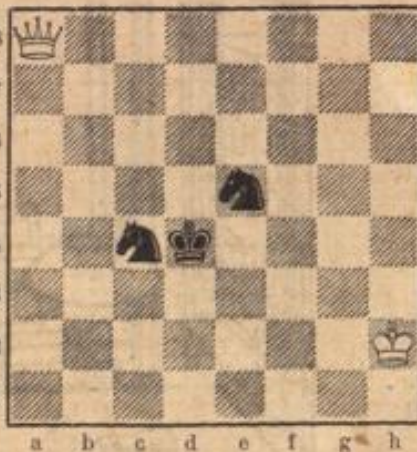
Im Familienkreis.

Vater: "Nun erzählt mir mal, Kinder, wer im vergangenen Monat am artigsten und gehorsamsten gewesen ist, und wer alles getan hat, was die Mama wollte!"
Der kleine Karl: "Das warst du, Papa!"

Die Dame gegen beide Springer.

Lie beiden Springer sind, wenn sie neben- oder übereinander bei ihrem Könige stehen, weniger der Annäherung des feindlichen Königs ausgesetzt, überhaupt weniger in der Defensive, als in derjenigen Stellung, in welcher der eine den anderen unterstützt oder gleich wieder zur Deckung zurückgezogen werden muß. Bei der Analyse gehen wir daher von einer ungünstigen Stellung aus und lassen die Springer zunächst einander decken.

Nr. 32.



1. Kh2-g3 Kd4-d3. Es würde hier auch gut sein, Sc4-d6 zu ziehen, um dann die Springer nebeneinander zu vereinigen.

2. Da8-d5+ Kd3-c3 3. Kg3-f4 Sc5-d3+
4. Kf4-f3 Sd3-b4. Wäre hier der Springer nach e5 mit Schach zurück gegangen, so würde Kf3-f4 folgen, die Springer fesseln und wie nachfolgend angeordnet, das Spiel dadurch entscheiden.

5. Dd5-d1 Sc4-d2+ 6. Kf3-e2 Sd2-b3
7. Dd1-e1+ Kc3-c4 8. De1-h4+ Ke4-c3
9. Dh4-f6+ Sb3-d4+ 10. Ke2-f2 Sb4-d5
Das Spiel bleibt unentschieden.

Nr. 33.



Weiß wird den König an den Rand zu drücken und dort patt zu setzen oder so zu stellen versuchen, daß die Springer ziehen müssen und dabei verloren gehen.

5. ... Kc3-b3 6. Ke4-d4 Kb3-b2
7. Dd5-b7+ Kb2-c2. Schwarz tut gut, mit dem Könige weder freiwillig in die Ecke, noch überhaupt an den Rand des Brettes zu gehen.

8. Db7-b5 Kc2-d1 9. Db5-b3+ Kd1-e2
10. Db3-g3 Ke2-f1 11. Kd4-e4. Weiß konnte nicht mit der Dame gleich nach h4 gehen, da ihm dann ein Schach aus f3 drohte.

11. ... Kf1-e2 12. Dg3-g2+ Ke2-d1
13. Dg2-f2 Kd1-c1 14. Ke4-d4 Kc1-d1
15. Kd4-c3 und gewinnt, welches auch eintreten mußte, wenn Schwarz andere Züge, als hier angegeben werden, tat.

Von der Lasa.

Lösungen: Nr. 26 1. Th1, Nr. 27 1. De4. Angegeben von Ed. Körper, Max Täubner, F. Bott, A. Schweizer, Hermann Merles, Ludw. Nickel, Paul Buerke, Ingenieur Schmitt.

Partie Nr. 18. Gespielt in Paris im Dezember 1858.

Weiß: Morphy, Schwarz: Anderssen.

1. e4-e5, 2. Sf3-c6, 3. Lb5-Sf6, 4. d4-Sx4, 5. Sx4-cx4, 6. e5-c6, 7. 0-0-cx5, 8. Lg5-Le7, 9. exf6-Lx6, 10. Te1+-Kf8, 11. Lx6-Df6, 12. c3-d5, 13. cx4-Le6, 14. Sc3-a6, 15. Te5-Td8, 16. Db3-De7, 17. Te1-g5?, 18. Dd1-Df6, 19. Te3-Tg8?, 20. Tx6. Aufgeboten.

Anmerkungen. 4. d2-d4. Diese sehr beliebte Fortsetzung des Angriffs ist weniger stark als 4. d2-d3 und 4. 0-0. 7. ... c6x5. Ob diese Fortsetzung der Verteidigung korrekt sei oder ob Schwarz nunmehr in Nachteil kommen müsse, ist bekanntlich Gegenstand einer Preisfrage.

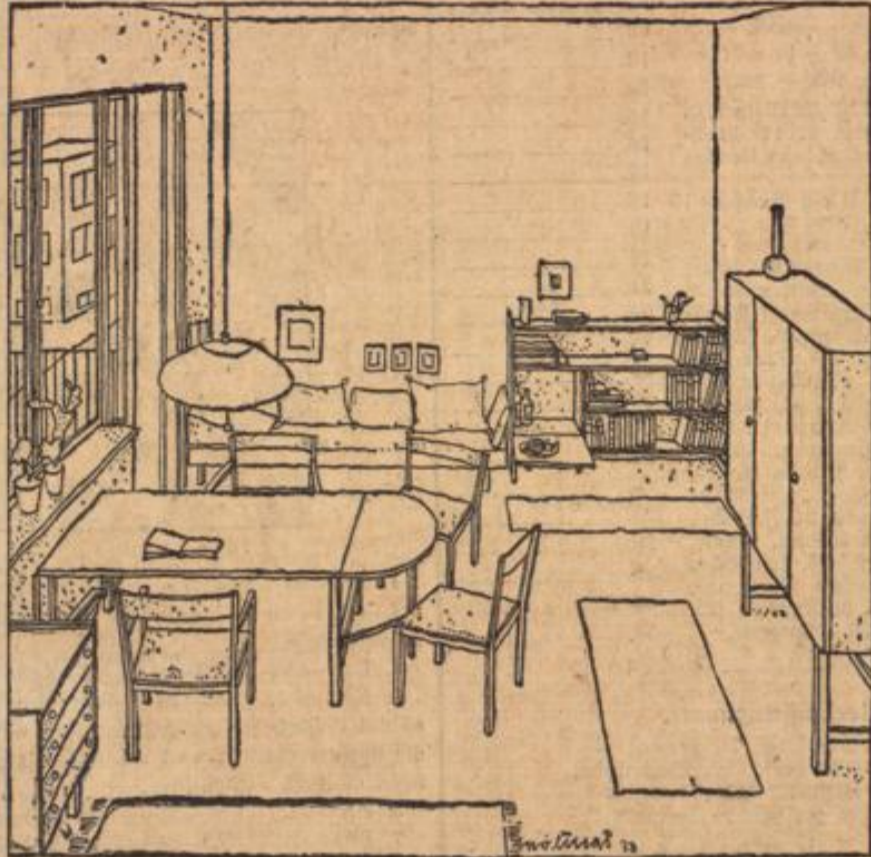
Die schöne Wohnung

Leben in einem Raum.

Ein Problem für den Architekten.

Schon seit einigen Jahren bemühen sich führende Architekten um das Problem: „Wie wohnen?“ Hinter uns liegen die Jahre des Jugendstils und anderer stillose Epochen. Die Zeiten, in denen das Vertikale mit allem Ripp den Stolz der Familie bedeutete, sind vorbei und haben der moderneren Sachlichkeit den Weg freigemacht. Es entstanden in diesen Zeiten Möbel, bei denen man mit Recht das Allzürnächstere ihrer Erscheinung als abstoßend empfand. Das

mode unerlässlich. Sessel haben in einem solchen Räume keinen Platz, da sie wegen ihrer Behändigkeit zuviel Raum beanspruchen. Für kleinere Schreibtische ist der abschließbare Schreibtisch sehr gut geeignet. Bei Platzmangel ist eine Kombination von Wohnzimmerschrank und Schreibtisch als sehr praktisch zu bezeichnen. Das Ruhe Sofa gibt dem Räume jene Wohnlichkeit, deren er als Wohnraum bedarf. Es macht wegen seiner Größe und Tiefe andere bequeme



Universalkraum für Berufstätige (Architekt Leo Lucas).

war ganz einfach die Reaktion auf das Juviel der vorangegangenen Zeit. Diese Übergangsepoche war notwendig. Heute weiß jeder ernstdenkende Architekt, daß auch der Wohnlichkeit, der Behaglichkeit in hohem Maße Zugeständnisse in der Wohnung gemacht werden müssen. Die Ausgestaltung eines Wohn- oder Speiseraumes sind sehr verschiedene Aufgaben, ein Speisezimmer kann schon ein wenig sachlich und zweckbetont sein, nicht aber das Wohnzimmer, das Wärme und Behagen ausstrahlen muß.

Nicht jeder kann sich heute neben einem Wohnzimmer noch ein Speisezimmer oder gar noch ein Herrenzimmer leisten, das ist aus Platz- und aus Geldmangel den wenigsten noch möglich. Der Wohnraum dient in den meisten Fällen als Wohn-, Ess- und Arbeitsraum. Die Aufgabe für den Architekten ist somit eine verworrene und bestimmt nicht leichte, er muß nun in einem Räume verschiedene Funktionen unterbringen, ohne daß sie einander stören, die sonst über einen sehr viel größeren Raum verteilt waren und sich gar nicht bedrängten. Unsere Abbildung versucht, hierfür eine Lösung zu finden. Auf das übliche Büfett wird ganz verzichtet, dagegen sind Abstell- oder Geschirrschränke vorgezogen. Das der Billigkeit halber offene ausgeführte Bücherregal hat neben der Aufgabe, Bücher aufzubewahren, noch den kleinen Nebenzweck, durch Aufklappen einer kleinen Schranke als Ablage für Bücher, Handarbeiten, Obst, neben der Couch verwendet zu werden. Zum Einschließen von Gegenständen, die seltener im Haushalt Verwendung finden, ist die Kom-

Singelegenheiten vollkommen überflüssig. Der Tisch, der bei festlichen Gelegenheiten auch ausgezogen werden kann, ist ans Fenster gerückt, dementsprechend ist auch die Hängelampe von der Mitte der Zimmerdecke in den Deckenobergrund verlegt. Die Stühle des Zimmers sind einfach in der Form und billig im Preise.

Edle Formen und Hölzer geben einem Räume erst das richtige Gepräge. Es soll dabei nicht von Luxusgehölzern die Rede sein, gibt es doch eine ganze Reihe von Hölzern, wie Tanne, Eiche, Kiefer, die neben der Billigkeit auch den Vorteil vorzüglicher Qualität und Dauerhaftigkeit besitzen.

Die Farbe des Raumes, der Fenstervorhänge, Teppiche, Wandbehänge und Kissen müssen sich ganz der gewünschten Stimmung unterordnen. Bei einem kleineren Räume vermeide man am besten großgemusterte Fensterbehänge. Die Ornamente müssen stets dem Maßstabe des Raumes entsprechen. Vorhänge der Stühle und des Sofas können ein- oder verschiedenfarbig sein. Gedämmte Stoffe können als Gegenlag zu anderen Stoffen überraschend schön wirken.

Schöne Blumen, Keramiken oder sonstiger Schmuck sollen dem Raum die letzte Weihe geben. Die Wohnung soll von dem Geschmack ihres Inhabers Zeugnis ablegen. Jemand ein Massenfabrikat kann anseiner persönlichen Wünsche nicht ganz befriedigen. Wenn man beim Einkauf sich vom Architekten beraten läßt, das eine oder andere Stück vom Handwerker anfertigen läßt, dann wird unsere Wohnkultur auf eine wesentlich höhere Stufe gehoben werden können.

Mensch aus einem Anspannen, einem Trainieren seiner Muskeln so viel Kraft ziehen, daß er nun nicht deshalb so müde wird; er wird im Gegenteil sehr viel leistungsfähiger werden. Viele sagen: abends oder morgens nach Turnübungen, dazu bin ich zu müde. Eben weil man als Hausfrau so über die Wochen müde und abgetrieben ist, muß man seinem Körper Erfrischungen anbieten, nicht in Form von Kaffee oder Alkohol, sondern einiger langsamer Antreiben mit rundem Rücken, zwanzigmaligem Auf- und Abgehen und wieder senken (mit dem Körpergewicht nach vorn), Froshüpfen durchs ganze Zimmer oder Kopftollen bei gleichmäßig fortgeführter Atmung.

Dreierlei wird der Hausfrau am meisten am Herzen liegen: ihrer Ermüdung vorzubeugen, sich einen schönen Körper zu erhalten und sich eine ausgeglichene Ruhe zu erlangen. Alles drei ist eng miteinander verknüpft, eins von anderen abhängig. Wer immer müde ist, der macht falsche



oder unnötige Bewegungen, der wird auch auf die Dauer keinen schönen Körper behalten können, da er sich entweder verkehrt hält, was große Deformationen des Körpers zur Folge haben kann, oder verkrampft arbeitet, bei leichteren Hand-Betätigungen den Hals mit anspannt und verzerrt, oder nur mit dem Unterarm arbeitet, so daß allmählich der Oberarm schwach wird und jedes Profil verliert, die Schultern hochzieht, wenn ein Gegenstand hochgestellt werden soll, oder beim Sitzen und Gehen die berühmte, sehr verbreiterte Hohlkreuzstellung einnimmt, die bestimmt auf die Dauer einen Körper sehr entstellt. Ein also aus dem Gleichgewicht geratener Mensch wird natürlich auch in seinem geistlichen Gleichgewicht empfindlich gestört sein, viele Geistesheiten und Unausgeglichheiten sind in diesem Zusammenhang zu erklären und zu beseitigen.

Beim Arbeiten im Haushalt ist zweierlei notwendig, um Ermüdung vorzubeugen, einmal müssen wir mit unseren Bewegungen sparsam umgehen, immer nur den Teil oder die Teile des Körpers benutzen, die zur Ausführung der Arbeit unerlässlich sind, unter völliger Stilllegung, „Entspannung“ des ganzen übrigen Körpers, zum zweiten müssen wir die Geräte und sonstigen technischen Hilfsmittel so wählen, daß sie uns dienen, anstatt uns zu quälen. In einigen Bildern wird klar, wie man Kraft sparen kann, ohne deshalb die Hände in den Schoß zu legen.

Ist nun nicht für jeden Körper eine ganz besondere Schulung nötig? Nicht so sehr. Die Hauptsache ist, daß man überhaupt etwas tut, um Schäden zu begegnen. Wenn man krank ist, tut man so viel, nimmt manche Unliebbarkeit und sehr viel Kosten auf sich, um seine Gesundheit zurückzuerobert. Daher laßt man ganz gut ein paar allgemein gültige und nützliche Regeln der richtigen Körperhaltung und -bewegung aufstellen, wie etwas diese:

Versuche, bei allen Arbeiten tief und ruhig zu atmen, besonders auch auszuatmen, ohne dabei die Schultern hochzuziehen oder dich im Zwerchfell zu verkrampfen.

Neide die Hohlkreuzstellung und ebenfalls die durchgedrückten Knie. Weiche, eingedickte Knie sind beim Abwaschen und anderem ermüdendem Stehen sehr entlastend. Nur für einige Körpertypen ist hin und wieder das Anspannen der Wadenmuskeln und Durchdrücken der Knie zu empfehlen.

Bei Fußschmerzen lege zunächst dafür, daß du statt auf dem kalten und zu ebenen Steinboden der Küche, der Senk- und Plattfüße schaffst, auf einer Holz- oder Kortunterlage stehst. Berühre so viel wie möglich deine Arbeit im Sitzen, auch Plätten, Abwaschen (bei richtigen Spültischen). Wenn stehende Tätigkeit nicht zu umgehen ist, kann man bei Fußschmerzen die Füße parallel stellen, Knie leicht eingeknickt, Körpergewicht auf den Fußaußenkanten. Das hilft!

Menschen mit verkrampften und deshalb oft roten Händen müssen sich angewöhnen, mehr mit dem ganzen Arm und besonders dem Oberarm zu arbeiten, die Hände dabei ganz unbetont und leicht zu halten. Bei ausgesprochenen Handarbeit nur so viel Kraft anzuwenden, wie unbedingt nötig, nicht den Kartoffeldrei durchdrücken, als wolle man die Presse zermalmen.

Bei verkrampftem, verzerrtem Hals empfiehlt sich Kopfrollen bei ruhiger Atmung und großer Entspannung, fast als wolle man einschlafen. (Dabei Körpergewicht nach vorn verlagern.)

Auch Beinschmerzen sind häufige Leiden von Hausfrauen. Man schafft sich Erleichterung, indem man sich auf den Rücken legt, beide Beine hebt und nun das Blut langsam abfließen läßt. Beschleunigt und vervollständigt wird dieses Abfließen des Blutes, indem man Beine und Füße, genau parallel zueinander, entspannt schüttelt.

Als gute Spannung für die Oberschenkel, die oft im Haushalt zu kurz kommen, sei zum Schluß noch empfohlen: Im Stehen ein Bein bis zur Horizontalen heben, dann Unterschenkel fallen lassen, wieder heben, fallen lassen und so fort. (Siehe Seite 11.)

Erprobt und bewährt!

Stede auf gewachsenen Möbeln lassen sich am leichtesten entfernen durch leichtes Abreiben mit Alkohol und Nachreiben mit einem in Leinsamenöl getränkten Tuch.

Warmor, der vom Gebrauch unansehnlich geworden ist, kann durch einfache Behandlung wieder aufgestrichelt werden. Man bereitet eine Paste aus Pappulver und reinem Zitronensaft und reibt den Warmor damit tüchtig ab. Mit Wasser und Seife wird nachgewaschen und zuletzt mit lauwarmem Wasser largespült.

Kaffeegeschirre usw. soll man nicht mit fettigem Geschirre zusammen abwaschen, da dies beim Gebrauch sich sofort unangenehm bemerkbar macht.

Gymnastik für die Hausfrau.

Eine Pflicht, die sie nicht ernst nimmt.

Gymnastik wird sehr häufig gerade von den Kreisen abgelehnt, die ihrer am meisten bedürfen, nämlich von den Hausfrauen. Sie sagen, wenn man ihnen Muskel-Ent- und Anspannung empfiehlt: Ich bewege mich in meinem Haushalt wahrhaftig genug, da brauche ich keine Turnübungen zu machen. Nun wäre an sich tatsächlich die Gymnastik für sie zu entbehren, weil Hausarbeiten gegenüber manchen anderen Berufen soviel Bewegungsfreiheit zulassen, daß daraus die Hausfrauen ausreichenden Nutzen für ihren Körper

wegen, wie sie hüpfen, rennen, fangen und werfen, und sie wird vielleicht vergleichen, wieviel schwerer, zusammenhangloser und anstrengender sie sich selber zu bewegen und betätigen pflegt. Wenn man aber erst einmal die Unbefangenheit seiner Bewegungen, seiner Haltung und seines Ganges



ziehen könnten. Aber das gerade müssen sie erst wieder lernen, sie müssen aus der Anklammerung so vieler falscher Bewegungen und Hemmungen gelöst werden, um es zu verstehen, sich frisch und elastisch zu erhalten.

Wenn man an einer Schule vorbeikommt, auf deren Hof gerade eine Schar blühender Mädchen tum, da wird manche junge, vielleicht nur 10 Jahre ältere Frau beim Zusehen mit Reiz feststellen, wie famos diese jungen Mädchen sich be-



verloren hat, so muß man auf dem Wege der bewußten Beobachtung ein neues Körpergefühl in sich erziehen, um dadurch die frühere unbewußte Grazie zurückzuerobert zu versuchen, sei es durch regelmäßigen Gymnastikunterricht, sei es, bei einiger Energie, durch eigenes Training.

Zwischen den beiden Polen Anspannung und Entspannung müssen wir uns auszubalanzieren verstehen, um gesunde und arbeitsfähige Menschen zu bleiben. Es ist nicht gelagt, daß allen übermüdeten und überlasteten Hausfrauen gerade die Entspannung nützt. Vielmehr kann ein milder

Das Unterhaltungsblatt

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 105.

Sonntag, 16. April

1933.



30. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Yo holte mühsam Atem zu seinem Bericht:

„Die einzige Möglichkeit war, den Schlüssel mit einem anderen zu vertauschen — mit einem, der ihm so ähnelte, daß es Tai-Ping nicht sofort bemerken konnte.“

„Und dann suchtest du also . . .“, hörte sich Billy selbst wie im Traume fragen.

Yo nickte:

„Oben auf dem Boden fand ich einen, der mir geeignet schien, und ich putzte ihn blank, bis er so neu aussah wie der richtige.“

Und dann hatte er im Laufe des Nachmittags — als Tai-Ping wie gewöhnlich, bevor er sich hinlegte, einen „drink“ mit A Kooli nahm — seinen Plan ausgeführt, und der Zufall hatte ihm dabei eine helfende Hand hingestreckt:

Tai-Ping hatte nämlich ein Glas umgeworfen und ihn daher an seinen Tisch gewinkt, um sich einen Gin einschenken zu lassen. Tai-Ping hatte häßlich gelacht und ihm dabei zugeflüstert:

„Heute abend wird es aus sein!“

Aber im gleichen Augenblick hatte ihm Yo den ganzen Inhalt über seinen seidenen Rock gegossen, so daß er durch und durch naß wurde . . .

„Und was meinte er dazu?“

Billy staunte abermals darüber, sich reden zu hören. Denn es war doch wohl er selbst? Wer konnte es sonst sein, der Mann weit hinten in dem Schandexemplar von einem sogenannten Kraftwagen? Der mit seiner Stimme sprach, in seinem Anzug steckte und ihm gleich wie ein Spiegelbild?

„Und was sagte er also?“ wiederholte — sein Doppelgänger.

Yo hob seine mageren Schultern:

„Selbstverständlich wurde er wütend — womit ich auch gerechnet hatte. Er ist nämlich sehr peinlich mit seinen Kleidern; ebenso zimperlich und pedantisch jetzt, wie er früher schlampig und zerfetzt ging . . . Aber ich ließ ihn ruhig schimpfen. Als er fertig war, half ich ihm aus der Jacke und versprach ihm, sie in einer halben Stunde gewaschen, getrocknet und gebügelt wieder zurückzubringen . . . Ich glaube, er hat sich damit vollkommen überrumpeln lassen, sonst hätte er gewiß dagegen protestiert, daß ich mich so einfach damit entfernte. Er rief mich auch gleich darauf wegen des Schlüssels zurück. Aber ich tat, als hörte ich es nicht, und sowie ich auf der Treppe war, nahm ich rasch den Tausch vor. Als ich eben damit fertig war, stand er auch schon in der Tür, schimpfte und riß mir den Rock aus den Händen. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Moment Verdacht hegte. Aber die beiden Schlüssel waren ähnlich . . . und vielleicht wollte er auch keine

große Szene machen. Er begnügte sich damit, mir einen Fußtritt zu geben und den Schlüssel zu sich zu stecken . . .“

Yo Erzählung war ein wenig stockend.

„Und dann . . .!“ Er wollte weiterfahren, als ihn Bill plötzlich ganz blaß und außer sich anbrüllte:

„Aber so schweig doch endlich in Teufels Namen! . . . Der verfluchte Karren! . . .! Sollen wir denn niemals ankommen?“

Yo starrte ihn entgeistert an. Aber dann sah er Billy wieder in den Sitz zurückfallen, ganz erledigt, den Kopf in zitternden Händen verbergend und tränenlos aufschluchzend.

„Armer Herr!“ Yo streckte die Hand aus und berührte seine Knie. Und Bill spürte den Strom von Sympathie, der ihm entgegenschlug. Er fühlte sich etwas beruhigt und entfernte die Hände von seinem Gesicht.

„Du bist ein famoser kleiner Kerl, Yo, und du sollst es auch nicht umsonst getan haben.“

„Ich habe es wegen weißer Lady getan“, flüsterte Yo halb für sich selbst. „Nun sind wir ja da, Herr!“

Sie waren in der Nebenstraße von A Koolis Spekulnke angelangt.

„Soll ich warten?“ fragte der Chauffeur.

Bill steckte ihm einen größeren Geldschein zu:

„Nein, fahren Sie nur los!“

Und bald darauf war er, den kleinen Yo hinter sich herziehend, in dem Regengusse verschwunden . . .

Limehouse sah an diesem Abend noch grauer und unheimlicher aus als sonst. Da und dort brannten zwar vor den Teehäusern und Opiumhöhlen Laternen unter stark kolorierten Gläsern. Aber selbst die satten Rot, Grün und Gelb waren immer nur als leichtgefärbte Nebelsfede zu erkennen.

„Wo liegt das Haus?“

„Wir sind bald da“, stöhnte Yo.

„Welchen Weg? Durch das Lokal oder über die Hintertreppe, von der du erzählst hast?“

„Über die Treppe, Herr. Durch das Lokal würden wir niemals hinaufkommen, wenn meine Flucht entdeckt ist. Sie haben ein Signalsystem, das ich noch nicht kenne. Aber es wird immer signalisiert, wenn was Besonderes los ist.“

„Gut, dann nehmen wir die Hintertreppe“, rief Billy, der durchnäßt war und beinahe schreien mußte, um sich durch den Sturm verständlich zu machen.

Die Straßen waren fast menschenleer, sie nahmen die kürzesten Wege. Deswegen erreichten sie ziemlich schnell das Gäßchen, in dem A Koolis Teehaus lag. Es ging in aller Hast durch den feuchten und finsternen Torgang und in den Hof, der sich lang und dunkel bis zum Fluß dehnte . . .

„Doch, Herr! rief Yo und öffnete die Tür zu einem Schuppen, der am Haus angebaut war. „Hier geht es zur Treppe!“

Sie hielten beide einen Augenblick an, als sie drinnen waren, um zu verschlafen. Hier waren sie geschützt. Die schmale, schmutzige Treppe lag vor ihnen, nur spärlich von einer flackernden Gasflamme erleuchtet.

„Wir werden hoffentlich niemandem in die Arme laufen?“ fragte Billy nach hinten. Er war schon dabei, die Stufen emporzuschleichen.

Yo schüttelte beruhigend den Kopf: „Der Weg wird nur von Tai-Ling und seinen Vertrauten benützt, und die sind sicher jetzt anderswo beschäftigt.“

Die Worte waren ihm entchlüpft, ohne daß er es sich überlegt hatte.

Billy blieb unermittelt stehen: „Du meinst: bei meiner Frau?“

„Bei weißer Lady, ja!“ nickte Yo.

Bill war aschgrau geworden. Sein Atem ging schwer. Die graufige Wirklichkeit, die durch die Fahrt und das Gewitter für kurze Minuten in den Hintergrund gedrängt worden war, drohte ihn zu überwältigen.

„Aber du hast ja den Schlüssel zu ihrem Kerker bei dir!“

Yo nickte wieder.

„Sie können nicht zu ihr hinein, wenn sie nicht...“

Billy langte resolut in die Tasche nach seinem Revolver.

„Also vorwärts.“

Yo griff warnend nach seinem Arm:

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, Herr.“

Seine Stimme klang flehend. „Wenn man uns hört, können sie die Tür zum Rauchzimmer abschließen und uns fangen wie Ratten in einer Falle. Es sind immer eine Menge Chinesen da, und sie halten zusammen wie die Ketten.“

„Aber was sollen wir denn dann tun? So antworte doch in Teufels Namen!“ Billy fühlte sich schwach vor Aufregung.

„Lassen Sie mich vorausgehen“, schlug Yo vor, „um zu sehen, ob jemand auf dem Vorplatz ist.“

„Und während du das tust, werden die Bestien die Türe zu meiner Frau einschlagen und...“

Yo blickte ihn beschwörend an:

„Leise, Herr! Wir müssen vorsichtig zu Werke gehen“, wiederholte er. „Sonst ist alles verloren! Wir müssen über sie herfallen — wie der Schlaf in der Nacht!...“

Lassen Sie mich vor, Herr, bitte, bitte.“

Er bettelte, als ob es sich um eine Gunst handelte.

„Na also, lauf in Gottes Namen!“

Bill erkannte sich selbst nicht wieder. Er war in diesem Augenblicke in zwei Individuen gespalten: der alte Bill! — und ein Teufel, ein wilder Dämon, der nur von einem Gedanken und gegen ein Ziel getrieben wurde: nicht zu spät zu kommen, wenn er auch die ganze Welt überrennen mußte... nur vorwärts, vorwärts... dem Endziel entgegen!

Yo war sofort hinaufgestürzt, zeigte sich aber bald darauf oben auf dem Treppenabsatz und winkte Billy ungestüm, heraufzukommen.

Der Gang vor dem Rauchsalon war leer. Um so mehr überraschte es Bill, plötzlich auf Yos schmutziges Bett geworfen zu werden, mit dem Knaben selbst über sich. Kein Zweifel, daß es Yo selber war, der ihn mit Anspannung aller seiner Kräfte dorthin gedrängt hatte.

Was sollte das bedeuten! Bill wollte stoßen den Knaben mit einem Fluche zur Seite stoßen, als er mit einem Male alles verstand: die Türe zum Rauchsalon war lautlos geöffnet worden, jetzt zeigte sich dicht vor der Schlafstelle ein häßliches gelbes Gesicht. Seine stehenden Augen hefteten sich vielsagend auf Yo, der Bill in aller Hast mit den schmutzigen Lumpen seines Lagers zugebedeckt hatte, soweit es eben möglich war. Billy erkannte den Mann sofort nach Yos Beschreibung:

Es war A Kooli, der Wirt der Kneipe, der Inhaber der Rauchhöhle!

„Na, da bist du ja, Bursche“, grinste er Yo an. „Tai-Ling möchte dich schon lange sprechen.“ Er zerrte Yo auf den Gang hinaus. „Und wo hast du denn gesteckt?“

„Nirgends... ich bin nur ein wenig draußen gewesen... hier im Viertel... Es war so heiß!“

„So, es war zu heiß!“ A Kooli lachte boshaft. „Es wird dir noch heißer werden bei Tai-Ling!“

Er entdeckte auf einmal den Schlüssel in Yos Tasche. „Na, einen Schlüssel hast du auch bei dir!“ Er schnappte ihn weg und hielt ihn triumphierend vor sich hin. „Auch das wird Tai-Ling interessieren.“

Er lachte widerlich, stieß die Tür auf und zog den Jungen mit sich in das Rauchzimmer. Yo fand gerade noch Zeit, Billy einen verzweifeltsten Blick zuzuwenden.

Bill zögerte einige Sekunden, riß sich schnell den Kragen vom Hals und warf ihn unter Yos Bett. Dann zog er den Hut in die Stirne, öffnete lallend, als ob er betrunken sei, die Türe nach dem Rauchsalon und überflog mit einem Blick den in halber Dämmerung liegenden Raum.

Dann torkelte er durch den Salon, ohne daß jemand Miene machte, ihn aufzuhalten. Hier kamen ja so viele Betrunkene herein. Vor sich sah er immer noch A Kooli und Yo, der dem anderen folgte wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Der Chineser wollte eben die Filztür des Nebenzimmers hinter sich schließen, als Bill, immer noch in der Rolle des Betrunkenen, seinen Fuß dazwischenstellte und hineinpumpste.

A Kooli lächelte abweisend:

„Das ist ein Privatzimmer, Herr!“

„So, ist es das!“ sagte Bill scharf und warf endlich die Maske ab. Schnell schob er den Riegel von innen vor. Im selben Augenblick griff A Kooli nach seiner Pfeife. Aber Yo hatte es rechtzeitig bemerkt und sich mit seinem ganzen Gewicht an seinen Arm gehängt. Ein Faustschlag Billys gab ihm den Rest. Sie rissen einen der Vorhänge herunter und knetelten und schnürten ihn damit zusammen.

„Und nun rasch in das Haus hinüber!“ rief Bill. „Hier, steig auf meine Schulter und such die Feder!“

Yo saß sofort auf seinem Rücken und suchte mit fieberhafter Eile nach dem Knopf, den er Tai-Ling hatte eindrüden sehen.

„Beile dich! Schnell! Schnell!“ ächzte Bill ungeduldig. Aber plötzlich hörten sie A Koolis Stimme hinter sich durch das Rauchzimmer schreien:

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Bestürzt wandten sie sich um: Der gelbe Fuchs hatte es, geschmeidig wie er war, verstanden, Bills Fesseln abzustreifen und den Knebel aus dem Munde zu entfernen. Die Türe zum Rauchzimmer stand wieder weit offen. Sie sahen und hörten, wie es dort lebendig wurde, und ein Getümmel und Gerufe entstand. Die Treppen hallten von hastigen Schritten wider, und laute Rufe gellten in allen Sprachen und Tönen durch das Haus. Der Wirt hatte sich außerdem wie ein Panther auf Billy gestürzt, der ihn seinerseits mit einem kräftigen Fußtritt durch die Türe auf den Teppich des Rauchsalons geschleudert hatte.

Seinen Platz zu verlassen traute er sich jedoch nicht, solange Yo die verfluchte Feder noch nicht gefunden hatte. A Kooli, der rasch wieder auf die Beine gekommen war, fuhr inzwischen mit seinen Silberkrufen fort. Sie griffen wie ein Steppenbrand um sich, und das ganze Orchester wirr durcheinanderklingender Stimmen näherte sich, ständig anschwellend, mit Bindeseile wie ein drohender Orkan.

„Schnell, schnell, Yo!“ schrie Bill wieder — und in dieser Sekunde endlich schnappte die Feder auf, und sie fielen beinahe in den sich öffnenden Gang des Nachbarhauses hinüber.

Es war ihnen jedoch nicht möglich, die Tapetentüre wieder zuzumachen. Der Raum hinter ihnen hatte sich mittlerweile schon mit Menschen aller Rassen angefüllt, und alle schrien sie und drängten sie nach vorn.

„Spione der Polizei! Pakt sie! Schlagt sie tot!“

(Fortsetzung folgt.)

as. Absteil... überall... können... gegen... Wort... beantr... mein... wieder... London... minis...ständig... reber... minis... Prof... Sino... polit... obwoh... lassen... im... gab... Sowoh... als au... dem R... dabei

Osterschmaus im Schützengraben

Von Carl Georg Asperger.

Es war in Galizien, an der Stripa-Front, im Jahre 1916. Unsere Kompanie befand sich schon seit einigen Wochen in einer vorgeschobenen Stellung, einem sogenannten Stützpunkt.

Obwohl damals an der ganzen ostgalizischen Front verhältnismäßige Ruhe herrschte, waren wir doch täglich Angriffen des Feindes ausgesetzt, der kaum dreihundert Schritt vor uns eingegraben war. Der auf einer kleinen Bodenerhebung gelegene Stützpunkt war eben den Russen ein Dorn im Auge, sie hätten uns gar zu gerne vertrieben. Aber all ihre Angriffe scheiterten an unserer gut ausgebauten, mit mächtigem Drahtverhau, Panzerplatten, vier Maschinengewehren und tiefen Fußsöchern versehene Stellung.

Sehnsüchtig erwarteten wir das Osterfest: Da würde es wohl zwei Tage völlige Ruhe geben. War doch Ostern bei den Russen das Fest der Brüderlichkeit, das Fest der Versöhnung. Es war also anzunehmen, daß wir uns an den beiden Ostertagen ungestört der Feier des hohen Festes widmen können, so weit dies eben im Felde möglich war. Jeder einzelne Soldat sorgte schon Tage vorher dafür, sich auf irgendwelchem Wege einen besonderen Lederbissen für Ostern zu verschaffen. Jeder nützte zu diesem Zwecke seine unmittelbaren oder mittelbaren Beziehungen zum Train, um etwas einkaufen zu lassen.

So kam der Ostersonntag.

Klar wölbte sich ein südlich blauer Himmel über den von Gräbern und Granattrichtern aufgewühlten Feldern. Tiefe Stille hüben und drüben. Unsere Soldaten schauten ganz unbesorgt zu den Russen hinüber, als wäre Friede gewesen. Da bemerkte man auch bei den Russen hier und dort Köpfe auftauchen. Und gerade uns gegenüber erschien eine große weiße Fahne, die von uns mit Taschentücherschwerten begrüßt wurde. Schon sprang auch der russische Fahnenträger aus dem Schützengraben. Einige Soldaten folgten ihm. Wir winkten ihnen begeistert zu. Die kleine Gruppe der Russen setzte sich in unserer Richtung in Bewegung. Fröhlich flatterte die weiße Fahne in der morgendlichen Brise. Nun kletterten auch unsere Soldaten aus dem Schützengraben und blickten neugierig und gespannt auf die sich uns langsam nähernden Russen. Auf halbem Wege zwischen den zwei feindlichen Schützengräben machten sie Halt. Sie waren unbewaffnet. Es waren vier Soldaten und ein etwa vierzehnjähriger Knabe mit einer Balalaika. Jeder der Soldaten hatte ein in der Sonne golden-leuchtendes Brot in der Hand. Sie winkten uns heran. Wir wußten nicht, was wir tun sollten. Die Offiziere und der Feldwebel schliefen noch. Wir wagten nicht, sie zu wecken. Aufgeregt beratschlagten wir, was zu machen wäre. Es dauerte nicht lange, da meldeten sich vier Soldaten, die sich zu den offenbar mit friedlichen Absichten herangekommenen Russen begeben wollten. Sollten sie aber mit leeren Händen gehen? Wo doch die Russen weißes Brot mitgebracht hatten? Was konnte man ihnen zum Tausch dafür anbieten? Schokolade? Sardinen? „Kum!“ rief einer. Ja, Kum, das war das Richtige! Von den russischen Gefangenen wußten wir, daß die Russen keinen Alkohol hatten. Rasch wurden vier Flaschen mit Kum gefüllt — jeder steuerte dazu bei — und nun machten sich die vier auf die Beine. Langsam gingen sie den Zickzackweg durch den Drahtverhau, dann etwas rascher, aber doch noch zaghaft in der Richtung der Russen, die ihnen freudig entgegenwinkten.

Endlich fand die Begegnung zwischen den beiden feindlichen, an diesem Ostermorgen so friedlich gesinneten Gruppen statt. Unter allgemeinem Schumarmen tauschten sie die gegenseitigen Geschenke aus. Die Russen überreichten unseren Soldaten frisches, flaumiges, köstlich duftendes Brot und Salz und erhielten dafür den Kum, den sie mit größter Begeisterung in Empfang nahmen. Die Flaschen wurden gleich entfortt und zum Mund geführt, und auch unsere mußten Bescheid tun. Nun begann der russische Knabe auf seiner Balalaika aufzuspielen, und alle acht Soldaten fingen zu tanzen an. Die Russen kunstgerecht, unsere wie sie es eben verstanden. Nach einer halben Stunde trennten sich die beiden auf zwei Tage ausgehöhten Gruppen mit Kuß und Handschlag, undkehrten jede in ihre Stellung zurück.

Als die Sache später unseren Offizieren zu Ohren kam, gab es große Aufregung, aber schließlich freuten auch sie sich darüber, daß es zwei Tage Ruhe geben würde.

Nun machten sich die Soldaten, mit Ausnahme der wenigen, die vor den Schießscharten auf Posten standen,

baran, ihren Osterschmaus vorzubereiten, der besonders sein sollte.

Völlig unerwartet kam um zehn Uhr der Regimentskommandant in Begleitung seines Adjutanten und zweier Ordonnanzen in die vorgeschobene Stellung heraus. Wir glaubten, er wäre wegen der Zusammenkunft zwischen unseren Soldaten und den Russen gekommen, deren Kunde wohl auch ihm zu Ohren gekommen war. Aber nein. Er hatte sich in einer anderen Angelegenheit herausgemüht: Als bald tauchte die ganze Gesellschaft im Schützengraben auf, und nun ging es von Unterstand zu Unterstand. Überall wurde genau Nachschau gehalten, überall beschlagnahmt. Eine Viertelstunde später standen die Offiziere an einer breiteren Stelle des Grabens. Ihnen gegenüber hatten alle dienstfreien Soldaten in einer langen Reihe Aufstellung genommen. Und zwischen Offizieren und Soldaten lagen auf der Erde einundzwanzig geschlachtete Hühner und Hähne.

„Das ist wirklich unerhört!“ donnerte der Oberstleutnant mit zornbebender Stimme: „Einem armen Bauern, der nur vom Verkauf der Eier lebt, seinen ganzen Hühnerbestand zu stehlen! Wer hat die Hühner gestohlen?“

Niemand meldete sich.

„Feige Bande!“ schrie der Regimentskommandant. „Ihr wußtet doch, daß ihr heute ein besseres Essen bekommt! Die Hühner werde ich an das nächste Feldspital abgeben lassen. Der Bauer wird entschädigt. . . Selbstverständlich auf eure Kosten! Zwei Wochen lang werdet ihr Tee ohne Kum bekommen. Übrigens fehlt da noch ein Huhn! Wer hat das fehlende Huhn?“

Auch auf diese Frage rührte sich niemand.

In der tiefen Stille ließ sich plötzlich von oben eine Stimme vernehmen:

„Nun ist es mir doch gelungen, das verdammte Vieh einzufangen!“ Und im selben Augenblick sprang ein Soldat von der Schießscharte herab. In der Rechten hielt er das eingefangene Huhn, dem er gleich den Kragen abgedreht hatte.

Als er des Oberstleutnants, der anderen Offiziere und der vielen Hühnerkadaver ansichtig wurde, stellte er sich sofort in Habachtstellung. Achsah! stand er da wie zur Bildsäule erstarrt.

„Was haben Sie da in der Hand?“ fauchte ihn der Regimentskommandant an.

Der Soldat hob die Rechte mit dem zwischen Daumen und Handteller geklemmten Hühnerhals zur Kappe und salutierte stramm. Aber er kam nicht mehr dazu, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, denn alle Anwesenden, Offiziere und Soldaten, waren beim Anblick des mit dem Huhn salutierenden Soldaten in helles Lachen ausgebrochen, in das auch der gestrenge Regimentskommandant einstimmen mußte. Der Bann war gebrochen. Die Offiziere sprachen dem Oberstleutnant halbblau zu. Da wandte sich dieser an die Mannschaft, die wieder ernst und stramm da stand:

„Ich will diesmal Gnade vor Recht walten lassen. Ihr könnt die Hühner behalten. Aber der Bauer muß bezahlt werden. Es bleibt dabei: Vierzehn Tage bekommt ihr keinen Kum!“ Und er zog ab.

Die Soldaten stürzten auf ihre Hühner und ließen ihren Kameraden, dessen unerwartetes Dazwischentreten der ersten Sachlage ein so erfreuliches Ende bereitet hatte, begeistert hochleben.

Inzwischen war es halb zwölf geworden. Die Hühner waren schon alle gerupft und ausgenommen. Gerade wollte man daran gehen, sie zu braten oder kochen — die Art der Zubereitung richtete sich nach dem jeweiligen Alter der Hühner — da wurde die friedliche Stille des Feiertages jääh unterbrochen. Man hörte den dumpfen Abschuh von vier Geschützen und kurz darauf das Einschlagen der Granaten einige Kilometer rechts von unserem Standpunkt. So sah der zweitägige Waffenstillstand aus? Verdammte! Was würde nun aus dem Osterschmaus?

Schon liefen die Ordonnanzen den Graben entlang und schrien in jeden Unterstand hinein: „Alarm!“

Schweren Herzens ließen die Soldaten die Hühner im Stich, schnallten sich rasch die Seitenwaffe um, griffen zum Gewehr und stürzten fluchend hinaus, jeder an seinen Platz.

Wieder kam eine Lage russischer Granaten, und bald ließ sich auch die Antwort unserer Artillerie vernehmen.

Beinahe eine volle Stunde wurde hin und her geschossen, man wußte nicht recht warum. Erst am Nachmittag erfuhr man den Grund des von den Russen so unerwartet eröffneten

Artilleriefeuere. Auch rechts von uns hatten sich unsere Soldaten mit den Russen befreundet, und einer der russischen Soldaten hatte diese Gelegenheit genützt und war zu uns übergelaufen. Daraufhin war ein russischer Parlamentär vor unseren Linien erschienen und hatte die Rückgabe des Mannes gefordert. Dem konnte natürlich nicht Folge geleistet werden. Deshalb hatte die russische Artillerie den betreffenden Abschnitt unserer Stellung beschossen. Ebenso plötzlich wie das Feuer eröffnet worden war, wurde es auch wieder eingestellt.

Nun konnten wir wieder die Unterstände auffuchen, um . . .

Von den Hühnern waren nur mehr die Gerippe übriggeblieben. Was war geschehen? Die Mäuse, die scharenweise jeden Unterstand bevölkerten, hatten sich während der Abwesenheit der Soldaten an den Hühnern gütlich getan, und das Fleisch bis zu den Knochen abgenagt. Ohnmächtiger Zorn bemächtigte sich der Leute: Es hub ein mörderisches Aneinander so gewöhnt, daß die Mäuse zu jeder Stunde in den Unterständen ohne Angst umherliefen und sprangen, ohne von den Soldaten gestört zu werden. Auch jetzt kam jeden Augenblick so ein Mäuschen hervor, lugte mit den kleinen schwarzen Augen neugierig umher und schickte sich an, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Aber gleich wurde es von einem unbarmherzig geschwungenen Kolben niedergemacht. Bis spät in die Nacht hinein wütheten die Soldaten gegen die Tierchen, die statt ihrer den Osterschmaus abgehalten hatten.

Und das Worden dauerte noch vierzehn Tage, solange nämlich die Soldaten keinen Rum zum Tee erhielten. Und da war auch beinahe keine Maus mehr zu sehen.

Dann beruhigten sich die Gemüther allmählich, und es kamen neue Mäuse, die wieder ungestört ihr Umweiden treiben durften . . .

Die stumme Kirche.

Osterlegende von Hans Gäsgen.

Irgendwo in einem tiefen Walde stand einstmals vor vielen hundert Jahren eine kleine Kirche, die ein frommer Mann Gott zur Ehre erbaut hatte, fern den Menschen, fern den Städten und Dörfern.

Nur ein Einsiedler hauste in der Nähe, ein alter, weisbärtiger Mann mit stillen, gütigen Augen, der am Morgen und am Abend zu dem Gotteshaus kam und die winzige Glocke rührte, droben im Turm, daß ihr Klang leise und innig in die Weite sang, wie die Stimme eines Waldvogels.

Der große Krieg brach sengend und vernichtend daher, und auch in die Einsamkeit des Kirchleins kamen wilde, fremde Reiter, früh am Morgen, da der Alte gerade die Glocke läutete.

Einer der rauhen Kriegersleute stieg heimlich hinauf auf den Turm und schnitt das Seil durch, so daß die Glocke, eben noch schwingend und klingend, jääh abbrach in ihrem Lied und niederstürzte auf den Einsiedler, ihn begrabend mit ihrem bronzenen Leib.

Kreisend und johlend über den gelungenen Scherz jagten die Reiter von dannen.

Das Gotteshaus aber hatte keine Stimme mehr von diesem Tage an.

Und die Menschen mieden sie, die stumme Kirche . . .

Nur in Sage und Legende sprach man noch von dem kleinen, weltfernen Gotteshaus.

Und wieder einmal stand der Ostertag strahlend in überirdischem Glanze über der Welt.

Auf den Wiesen blühten die Schlüsselblumen goldendicht, und an den Hängen dufteten heimlich und süß die Weilsen.

In den Gärten suchten die Kinder die OSTEREIER. Nur für Maria und Hans, die beiden Kinder der ärmsten Frau im Dorfe, hatte niemand eine Osterfreude.

Da sagte der Bub zu der Schwester: „Komm, wir wollen zum Walde, vielleicht hat dort der Osterhase Eier für uns versteckt.“

Hand in Hand liefen die beiden Geschwister dem Walde zu.

Tiefer, immer tiefer verloren sie sich unter den ragenden Bäumen, die frisches Grün wie kleine Fahnen trugen.

Aber so sehr sie auch suchten, sie fanden keine OSTEREIER.

Der Himmel aber war grau und dunkel geworden, und in der Ferne zuckten die Blitze des ersten Frühlingsgewitters. Da wurde Maria ängstlich und sie schmiegte sich an den Bruder, der sich einen Steden vom Haselstrauch brach und tapfer dahinschritt.

Gerade, als die beiden Kinder erschrocken zusammenfuhren, denn ein mächtiger Blich riß über ihnen den Himmel auf, jääh wie eine silberne Schlange, und der Donner brüllte, als stürze der Himmel auf die Erde nieder, gerade in diesem Augenblick sahen Maria und Hans, daß sie vor einer kleinen, halb zerfallenen Kirche standen, die ihnen Schutz bot vor dem Blüten des Unwetters.

In einer Mauerede setzten sie sich nieder und sahen staunend, wie Blich auf Blich die Dunkelheit erhellte.

Als aber der Hagel fiel, groß und schwer wie Taubeneier, und ein Korn Hansens Lippe streifte, da verklärte sich sein zuerst schmerzverzerrtes Gesicht zu einem fröhlichen Lachen und er jubelte: „O, wie herrlich schmeckt das, süß, wie feinstes Zuckerzeug.“

Und als Maria eines der großen Körner aufsaß, sagte sie selig: „Das sind lauter weiße OSTEREIER, die der liebe Gott uns vom Himmel wirft, weil wir auf der Erde keine gefunden haben.“

Und so war es. Die Hagelkörner waren aus Zucker. Sie schmolzen nicht, und die Kinder konnten sich Schürze und Hosentaschen mit den süßlichen Eiern füllen.

Noch ein anderes Wunder aber geschah. Mit einem Male, gerade als der erste Sonnenstrahl wie ein Lächeln durch die Wolken kam, ging ein Klingen und Singen über das Land: Die stumme Kirche hatte ihre Stimme wiedergefunden.

Die Mutter der Kinder, die mit ein paar guten Menschen angstvoll nach Maria und Hans suchte, hörte das Lächeln und schritt, wie von geheimnisvollen Mächten getrieben, dem kleinen Gotteshause zu.

Sie fand die beiden eingeschlafen, ein frohes Lächeln auf den Gesichtern. Da sie aber erwachten und der Mutter die süßen OSTEREIER zeigen wollten, da war das dritte Wunder dieses OSTERtages geschehen: Die weißen Körner hatten sich zu Gold verwandelt, und von Stund' an hatte alle Not ein Ende.

Es kann ja nicht immer so bleiben!

Von H. W. Ludwig.

Nachfolgende wahre Begebenheit spielte sich vor etwa 120 Jahren zur Zeit der französischen Besetzung im Sommer 1807 in einem kleinen preussischen Städtchen ab, in dem ein französischer Artilleriepark stationiert lag. Am Vorabend des 15. August erklärte der französische Kommandeur dem Magistrat, er erwarte für den morgenden Tag, an dem Napoleons Geburtsfest gefeiert werde, zwar keine besondere Teilnahme der Einwohner, verlange aber, daß die Musikanten der Stadt vom Stadtturm herab blasen, während er mit seinem Park dreimal um den Turm herumfahren werde. Der französische Festtag brach an, der Park stand zum feierlichen Umzug bereit, aber die Stadtmusikanten ließen sich nirgends blicken. Der Kommandeur, der bereits unwillig wurde, ließ zu dem Dirigenten der Stadtkapelle schicken und ihn an seinen Auftrag erinnern; dem Bedrängten blieb nichts anderes übrig, als dieser dringlichen Aufforderung Folge zu leisten. Er begab sich mit seinen Musikern auf den Stadtturm und stellte die kleine Kapelle auf der Turmgalerie auf. In der Eile hatte der Dirigent die Noten zu Hause vergessen, sie zu holen war nun zu spät, seine Orchestermitglieder wütheten aber nur wenige Stücke auswendig. In seiner Herzensangst stimmte er das erste beste Lied an, das ihm zufällig einfiel, nämlich: „Es kann ja nicht immer so bleiben.“ Sobald die am Fuße des Turmes versammelten Städter diese Melodie hörten, brachen sie in ein lautes Freudengeschrei aus, alle, die noch in ihren Häusern weilten, eilten herbei und die gesamte Bürgerschaft rief ein Bravo nach dem anderen. Der französische Kommandeur, der weder Melodie noch Text des Liedes kannte, merkte nicht, daß man sich nur über die Besatzung lustig machte, er hielt das Freudengeschrei für eine Ehrenbezeigung für Napoleon und dankte dem Magistrat zum Schluß mit bewegten Worten. Dem preussischen Bürgermeister fiel es sichtlich schwer, ernst zu bleiben, aber er hütete sich wohl, den erfreuten feindlichen Offizier über den wahren Sachverhalt aufzuklären.